

Pierre Loti

# Auf den Spuren der Pharaonen

Ins Deutsche übertragen  
von  
**Friedrich von Oppeln-Bronikowski**

Herausgegeben und mit einer Nachbemerkung versehen  
von  
**Jürgen Sorge**

Engelsdorfer Verlag  
2010

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86901-947-5

Copyright (2010) Engelsdorfer Verlag

Alle Rechte beim Herausgeber

Bildnachweis: Titelgestaltung Tino Hemmann

nach einem Motiv von D. Vassilion

Die Rechte an dem Bild auf der Rückseite gehören dem Herausgeber.

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)

[www.engelsdorfer-verlag.de](http://www.engelsdorfer-verlag.de)

11,50 Euro (D)

**Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!**

Dem Andenken  
meines edlen und teuren Freundes

**Mustafa Kamel Pascha**

der am 10. Februar 1908 der herrlichen  
Aufgabe unterlag, in Ägypten die  
Würde des Vaterlands und des Islam  
zu heben.<sup>1</sup>

Pierre Loti

## Inhalt

Eine Winternacht vor der großen Sphinx .....	7
Der Untergang Kairos .....	13
Die Moscheen Kairos .....	20
Im Hause der Mumien .....	26
Ein Zentrum des Islam .....	36
Bei den Apisstieren .....	45
Nachts vor den Toren Kairos .....	53
Altchristliches.....	59
Ein Volk von Erz.....	66
The most gracious luncheon .....	71
Die Entweihung des Nils .....	80
Bei der Göttin der Liebe und Freude.....	88
Das modernisierte Luxor .....	95
Ein Abend des zwanzigsten Jahrhunderts in Theben .....	104
Theben bei Nacht.....	111
Theben im Sonnenschein.....	119
Eine Audienz bei Amenophis II.....	126
In Theben bei der Werwölfen.....	138
Die prompt verschönerte Stadt.....	146
Der Untergang Philae .....	153
Nachbemerkung: Pierre Loti – Der traurige Atheist.....	161
Zu dieser Ausgabe.....	168
Anmerkungen .....	163

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

## Eine Winternacht vor der großen Sphinx

Eine allzu klare Nacht, von einer in unseren Himmelsstrichen unbekannt-ten Färbung. Ein Ort von phantastischem Aussehen, vom Geheimnis unwittert. Ein Mond von grell leuchtendem blendendem Silberglanz bescheint eine Welt, die gewiss nicht die unsere ist; denn sie ist mit nichts vergleichbar, was man anderswo auf Erden erblickt hat; eine Welt, in der alle Dinge unter den mitternächtigen Sternen gleichmäßig rosa sind und in die riesenhafte Symbole mit gespenstischer Regungslosigkeit aufragen.

Ist das ein Sandhügel, was da vor uns emporsteigt? Wohl kaum, denn es hat sozusagen keine Umrisse; es erweckt eher die Vorstellung einer großen rosigen Wolke, einer fast unstofflichen Wasserwoge, die sich in alten Zeiten dort getürmt hat, um für ewig zu erstarren ... Ein ungeheures Menschenantlitz, gleichfalls rosig, von einem unnennbaren rosigen Hauch, taucht aus dieser mumifizierten Brandungswoge empor, erhebt das Haupt, blickt aus starren Augen und lächelt; es ist so riesenhaft, dass es unwirklich erscheint, wie aus einem Reflektor geworfen, der sich im Monde verbirgt ... Und hinter dem Riesenantlitz, weit zurück, auf dem Gipfel der undeutlichen, weich geschwungenen Dünen ragen drei apokalyptische Zeichen gen Himmel, drei rosa Dreiecke, regelmäßig wie geometrische Figuren, doch so riesenhaft trotz der Entfernung, dass sie Furcht einflößen. Sie scheinen von innen heraus zu leuchten; so hell heben sie sich vom Dunkelblau der gestirnten Leere ab; und die Unwahrscheinlichkeit dieses inneren Leuchtens macht sie noch furchtbarer.

Ringsum Wüste, ein Stück des trostlosen Sandmeeres. Und nirgends etwas anderes als diese vier ragenden Schreckensgestalten, das allen Maßen entwachsene Menschenantlitz und die drei geometrischen Berge, auf den ersten Blick wie Nebelgebilde, aber doch hier und dort, namentlich in den

**Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!**

Zügen des stummen Riesengesichtes, scharfe Schlagschatten, die beweisen, dass es wirklich da ist, starr und unerschütterlich, ein ewiges Urgestein.

Selbst wenn man es nicht im voraus wüsste, erriete man es auf der Stelle, denn es ist einzig auf der Welt, und die Abbildungen aller Zeitalter haben es verbreitet: die Sphinx und die Pyramiden! Doch man war nicht darauf gefasst, dass es so beunruhigend sei ... Und warum ist es rosa, wo doch der Mond alles, was er bescheint, sonst bläulich färbt? Auch diese Farbe sah man nicht voraus, – trotzdem ist es die Farbe aller Sandwüsten und aller Granitfelsen Ägyptens oder Arabiens. Und dann hatte man die Augen von Standbildern zu Tausenden gesehen; man wusste, sie können nicht anders als starr sein. Warum ist man hier also betroffen, ja versteinert durch die Unbeweglichkeit, dieses Sphinxblickes, und zugleich gebannt durch das Lächeln dieser geschlossenen Lippen, die das Rätselwort zu verschweigen scheinen? ...

Es ist kalt wie bei uns in schönen Winternächten, und ein Nebelstreifen zieht sich im Grunde der sandigen Täler hin. Auch darauf war man nicht gefasst; die neuen Eroberer scheinen die Feuchtigkeit ihrer nebligen Insel mitgebracht zu haben, als sie den alten Nil aufstauten, um das Stromland feuchter und ertragreicher zu machen.<sup>2</sup> Und diese ungewohnte Kälte, dieser Nebel, so leicht er noch sein mag, scheint ein Zeichen des Endes der alten Zeiten und rückt die ganze Vergangenheit noch ferner ab, sie, die hier schläft in dem Labyrinth der unterirdischen Bauten, die von tausend Mumien bewohnt sind.

Doch der Nebel, der sich mit vorrückender Zeit in den Niederungen verdichtet, zaudert noch, bis zu dem großen, bedrohlichen Antlitz emporzusteigen, und umhüllt es kaum mit einem durchsichtigen Gazeschleier, der, wie alles hier, rosig ist. Und die Sphinx, die die ganze Weltgeschichte vor sich abrollen sah, schaut fühllos auf den Wechsel des heimischen Klimas, regungslos versunken in die mystische Betrachtung des Mondes, ihres Freundes seit fünf Jahrtausenden ...

**Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!**

Auf der welligen Krone der Dünen regen sich hier und da menschliche Pygmäen, oder kauern, wie auf der Lauer liegend; und so winzig oder so fern sie auch seien, dieser silberne Mond verrät ihre geringsten Gebärden; denn sie tragen weiße Kleider und schwarze Mäntel, die scharf gegen die rosige Eintönigkeit des Sandes abstechen. Bisweilen rufen sie sich mit rauhen Kehllauten zu, dann beginnen sie zu laufen, barfuß und lautlos, mit flatterndem Burnus, wie schwirrende Nachtfalter. Sie umlauern die Trupps der Besucher, die von Zeit zu Zeit eintreffen und hängen sich an sie. Diese großen Symbole sind, wiewohl man seit abertausend Jahren sie nicht mehr verehrt hat, doch nie einsam gewesen, besonders in Mondnächten nicht. Menschen aller Völker und Zeiten haben sie umschweift, von ihrer Riesengröße und ihrem Geheimnis unbestimmt angezogen. Zur Römerzeit waren sie bereits Symbole mit verlorenem Sinn, das Vermächtnis einer fabelhaften Vorzeit, doch man kam sie neugierig besuchen; Touristen in Peplos und Toga gruben ihren Namen zum Gedächtnis in den Granit ihrer Sockel.

Die Touristen, die heute Nacht eintreffen und auf die sich die Beduinen in ihren schwarzen Mänteln stürzen, um sie zu führen, tragen Hut, Ulster oder Pelzmantel; sie sind hier fast eine Beleidigung – und doch kommen sie alljährlich zahlreicher, denn die nahe Großstadt wird zu einem Treffpunkt und Festort für die Müßiggänger und Emporkömmlinge des ganzen Erdballs. Und die moderne Welt beginnt die Wüste der Sphinx von allen Seiten einzuengen. Zwar hat sie noch keiner zu entweihen gewagt, indem er in unmittelbarer Nähe des Riesengesichtes, dessen Starrheit und Verachtung wohl noch imponieren, ein Haus baute; doch kaum eine Viertelmeile weiter mündet eine Fahrstraße, auf der Droschken und Trambahnen verkehren und Automobile bester Marke ihr graziöses Tuten vernehmen lassen. Und dort hinter der Cheops-Pyramide kauert sich ein Riesenhotel, erfüllt mit Snobs, mit Modedamen in tollen Federhüten, wie Rothäute, die zum Skalptanz geschmückt sind, mit Kranken, die diese reine Luft aufsu-

**Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!**

chen: jungen schwindsüchtigen Misses oder alten, etwas bresthaften Engländerinnen, die ihre Gicht durch den trockenen Wüstenwind kurieren.

Diese Straße, dieses Hotel, diese Gäste sahen wir soeben im Vorbeikommen bei elektrischer Beleuchtung, und eine Musikkapelle, der sie lauschten, sandte uns ihre Kabarett-Melodien nach; doch sobald das alles hinter einer Bodenfalte versunken war, fühlten wir uns so frei und so fern! Sobald man auf diesem uralten Sand schreitet, in dem die Schritte plötzlich lautlos versinken, ist alles verschwunden, alles, außer der Stille und dem frommen Schauer, der von dieser Wunderwelt ausgeht – dieser Welt, die die unsere erdrückt, in der alles still, unbestimmt, ungeheuer und rosig ist!

Zuerst umschreiten wir den unerschütterlichen Unterbau der Cheops-Pyramide; der Mond lässt ihre Riesenblöcke deutlich hervortreten, die regelmäßigen gleichgroßen Steine, die sich endlos übereinander schichten, immer schmaler und in gerader Flucht emporsteigend, um droben die Spitze des schwindelnden Dreiecks zu bilden. Das Ganze ist wie beleuchtet vom trüben Morgenrot eines Weltunterganges, der nur den Sand und Granit rosig färbt, doch den ausgestirnten Himmel in düsterem Schwarz lässt. – Wie unbegreiflich ist uns das Denken jenes Königs, der ein halbes Jahrhundert lang das Leben von Tausenden und Abertausenden von Sklaven vergeudete, um dieses Grabmal zu türmen – in der betörenden, irren Hoffnung, seine Mumie für ewige Zeit zu erhalten!

Hat man die Pyramide hinter sich, so bleibt noch ein Stück Wegs, bis man der Sphinx gegenübersteht; man klettert den Hang der Düne hinab, die wie ein Wolkengebilde aussieht, das sich absichtlich verdichtet hat, um an dieser Stätte das Schweigen zu mehren. Hier und da gähnt ein schwarzes Loch auf: ein Luftloch des tiefen, unentwirrbaren Reiches der Mumien, das trotz der Raubgier der Menschen noch immer reich bevölkert ist.

Beim Hinabsteigen des Sandberges erblickt man sie bald – die Sphinx, halb Hügel, halb langes Tier, das uns den Rücken zudreht, in der Haltung eines Riesenhundes, der den Mond anbellt; ihr Kopf ragt wie ein Schattenriss in das Licht, das er anzustarren scheint, und die Zäpfel ihres Kopf-

schmuckes erscheinen wie lange Schlappohren. Je näher man kommt, desto mehr tritt das Profil hervor, ohne Nase, stumpfnäsiger wie ein Totenkopf, doch schon mit einem Gesichtsausdruck, selbst aus der Ferne und von der Seite gesehen, schon verächtlich mit ihrem vorspringenden Kinn und ihrem geheimnisvollen Lächeln. Und wenn man schließlich vor dem Riesenantlitz steht, von Angesicht zu Angesicht – ohne doch den Blick zu begegnen, der über den unsern hinwegschaut – empfindet man unmittelbar den Zauber all der geheimen Gedanken, welche die Menschen von einst in diesen verstümmelten Zügen eingefangen und verewigt haben.

Am hellen Tage existiert ihre große Sphinx gleichsam nicht mehr. Sie ist so zerstört durch die Zeit und die Hand der Bilderstürmer, halb versunken, verkleinert und ausdruckslos wie die Mumien, die man halb zerfallen in den Sarkophagen findet und die kein menschliches Antlitz mehr haben. Doch wie alle Gespenster lebt sie bei Nacht wieder auf, im Zauberbanne des Mondes.

Wen stellte sie für die Zeitgenossen dar? Den König Amenhemeth? Den Sonnengott? Man weiß es nicht recht. Von allen Hieroglyphen bleibt sie die unlesbarste. Die undurchdringlichen ägyptischen Denker symbolisierten alles in furchtgebietenden Göttergestalten – für das uneingeweihte Volk; vielleicht also wollten sie, nachdem sie im Dunkel der Tempel lange gegrübelt, lange das unergründliche Warum des Lebens und Sterbens gesucht hatten, einfach dies tun: durch das Lächeln jener stummen Lippen die Vergeblichkeit unseres tiefsten menschlichen Nachsinnens ausdrücken ... Wie es heißt, war die Sphinx ehemals von überraschender Schönheit; Verputz und Malereien harmonisierten und belebten ihr Antlitz, und sie thronte in voller Größe auf einer mit breiten Steinfließen belegten Terrasse. Aber wirkte sie in jenen Zeiten gewaltiger als in dieser Nacht, in ihrem endgültigen Verfall? Fast begraben im libyschen Sande, aus dem ihr Sockel sich nicht mehr emporhebt, taucht sie jetzt wie eine Erscheinung empor, die nichts Festes im Raume hält.

**Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!**

Mitternacht ist vorüber. In kleinen Trupps verschwinden die Touristen, um nach dem nahen Hotel zurückzukehren, dessen Orchester gewiss noch lärmt; oder sie besteigen ein Auto und fahren nach Kairo, um eine Partie Bridge zu spielen, worin sich ja heutzutage die wahrhaft großen Geister gefallen. Die einen sind mit lauten Reden gegangen, die Zigarre im Mund; die andern sind doch etwas verschüchtert und reden im Flüsterton, wie man es instinktiv in einem Tempel tut. Die Beduinen, die noch eben wie schwarze Nachtfalter das große Antlitz umschwirrten, sind gleichfalls verschwunden, verschucht von dem Froste, den sie bisher nicht kannten. Die Vorstellung ist für heute beendet, und alles versinkt im Schweigen.

Die rosigen Töne verbleichen allmählich; alles in der übernatürlichen Umgebung verblasst zusehends; denn der Mond ist höher gestiegen und scheint noch silberner durch die eisige Nacht. Der winterliche Nebel, den die künstlich bewässerten Felder ausdunsten, steigt immer höher und umhüllt keck das stumme Riesenantlitz, das nach wie vor den totenbleichen Mond anstarrt und ihm sein verwirrendes Lächeln zusendet. Immer weniger scheint es ein wirklicher Koloss zu sein, vielmehr nichts weiter, als ein vergrößerter Widerschein aus einer anderen Welt. Und dahinter im Nebel verschwimmen die drei dreieckigen Berge; auch sie scheinen nicht mehr leibhaftig, sondern bloße Visionen aus der Apokalypse.

Allmählich entströmt eine unerträgliche Trübsal den übergroßen Augen mit den leeren Höhlen – denn in diesem Moment scheint die Sphinx seit Jahrtausenden das letzte Geheimnis zu wissen, doch mit schwermütiger Ironie zu verschweigen: das Geheimnis, dass das Volk der Toten drunten in der Mumienstadt trotz seiner Frömmigkeit und seiner Gebete sich selbst betrog, weil die Stunde des Erwachens noch keinem geschlagen hat; dass die Erschaffung einer denkenden und leidenden Menschheit keinen vernünftigen Grund hat, und dass unsere armen Hoffnungen eitel sind, erbarmungswürdig eitel!

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

## Der Untergang Kairos

Januar 1907.

Zerfetzte, drohende Wolken wie die unserer Aprilschauer eilen am bleichen Abendhimmel dahin, dessen Anblick ein Frösteln erweckt. Ein scharfer feuchter Winterwind bläst unaufhörlich Regenuschen über uns weg. Ein Wagen fährt mich zu der einstigen Residenz des großen Mehemet Ali<sup>3</sup>. Steil führt der Weg zwischen Felsen und Sand empor, an die Wüste gemahnend, kaum dass man die letzten Häuser des Araberviertels hinter sich hat, wo Menschen in langen Gewändern, vom Frost erstarrt, sich bis an die Augen einhüllen ... Gab es ehemals solches Wetter in diesem Lande, das für sein warmes, gleichmäßiges Klima berühmt war?

Der Herrschersitz des großen ägyptischen Fürsten, die Zitadelle Kairos, und die Moschee, die er sich als letzte Ruhestätte erbaute, ragen wie Adlerhorste auf einem der Vorberge der arabischen Kette, dem Mokkatam, der sich in das Niltal vorschiebt, die Öde der Wüste bis vor die Tore Kairos tragend, und hoch darüber hinwegragt. So sieht man sie denn von weither und von überall, die Grabmoschee Mehemet Alis; unverhofft steigt sie empor mit ihren halbkugelförmigen Flachkuppeln, ihren spitzen Minaretts, ihrer rein türkischen Bauart über der Araberstadt, die sie beherrscht. Der Fürst, der in ihr ruht, wollte, dass sie den Gotteshäusern seiner alten Heimat gliche; und sie ist wie von Stambul<sup>4</sup> hierher versetzt.

Wir traben ein Stückchen und gelangen zum unteren Tor der alten Feste – und in gleichem Maße wie wir scheint ganz Kairo dicht vor uns emporzusteigen. Zwar sehen wir noch nicht das endlose Häusermeer, wohl aber die tausend Minaretts, die binnen weniger Augenblicke in den trüben Himmel emporwachsen, als Vorboten der Riesenstadt, die sich alsbald vor unseren Augen auftun wird.

**Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!**

Doppelte Wälle, doppelte und dreifache Tore, wie bei allen alten Festungen; und auf stets ansteigender Straße gelangen wir in einen großen Festungshof, dessen zinnengekrönte Mauern plötzlich den Ausblick verschränken. Eine Wache von Soldaten – o wie unverhofft sind diese Soldaten an dieser heiligen Stätte Ägyptens! Rote Uniformen und weiße Europäergesichter: Engländer, die bei dem großen Mehemet Ali zu Gäste sind! ... Zunächst erblickt man die Moschee. Beim Näherkommen tritt einem Stambul – für mich das geliebte Stambul – in die Erinnerung; weder in den architektonischen Linien noch in den einzelnen Ornamenten der geringste Anklang an arabische Kunst, die vielleicht reiner ist als diese und die in den Moscheen Kairos so viele herrliche Zeugnisse besitzt. Nein, es ist ein Stück Türkei, das man mit einem Male betritt.

Wir durchschreiten einen mit Marmorfliesen belegten Hof, still und rings eingeschlossen, eine Art ungeheurer Vorhalle, und stehen vor dem Heiligtume selbst. Es erinnert trotz größerer Pracht an die Moscheen Mehemets Fatih's oder Schah Zade's. Das gleiche heilige Dämmerlicht, in das jedes Fenster seinen bunten Edelsteinglanz wirft. Zwischen den riesigen Pfeilern die gleiche übergroße Spannung, die mehr freien Raum lässt als in unseren Domen – Wölbungen, die wie durch Magie in der Luft zu schweben scheinen.

Wände aus weißem, gelb geschecktem Alabaster. Am Boden dunkelrote Teppiche, die ihn ganz bedecken. An den reich ornamentierten Wölbungen nichts als Schwarz und Gold: schwarzer Grund, mit goldenen Rosetten besät, und Arabesken, die ihn wie Goldspitzen umsäumen. Tausende von goldenen Kettchen hängen von der Wölbung herab; sie halten die zahllosen Moscheelampen, die beim Abendgebet brennen. Hier und da kniende Gruppen in Burnus und Turban, über die roten Teppiche verstreut und gleichsam verloren inmitten dieser prunkvollen Einsamkeit.

In einer dunklen Ecke ruht Mehemet Ali, abenteuerlustig und ritterlich, wie ein Held der Sage und einer der größten Monarchen der neueren

**Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!**

Geschichte. Er ruht dort hinter dem hohen kunstvoll gemusterten Bronzegitter in dem noch so hübschen türkischen Verfallsstil seiner Zeit.

Zwischen den vergoldeten Gitterstäben erblickt man im Dunkeln den dreigeschossigen Prunksarkophag, bedeckt mit köstlich verblassten Brokaten, die über und über mit erblindetem Golde bestickt sind. Vor der verschlossenen Tür dieses Grabbezirkes kreuzen sich zwei lange grüne Palmzweige, die frisch von einer nahen Dattelpalme geschnitten sind. Und das alles scheint von unentweihbarem religiösem Frieden umfassen ...

Da plötzlich lärmende Unterhaltung in teutonischer Sprache, schallende Stimmen und Gelächter! ... Ist's glaublich, hier in nächster Nähe des großen Toten? ... Eine Horde Touristen erscheint, nach der Mode gekleidet, oder doch ungefähr. Ein Führer mit albernem Gesicht betet die Sehenswürdigkeiten her, mit schallender Stimme wie ein Ausrufer im Zirkus. Und eine der Besucherinnen lacht über die zu großen Überschuhe, in denen sie stolpert, lacht mit einfältigem fortwährendem Kichern, wie eine glucksende Pute ...

Gibt es denn keinen Wächter, keine Polizei in dieser heiligen Moschee? Und keiner unter den Gläubigen, die betend am Boden liegen, erhebt sich und sagt ihnen seine Meinung? Wer will uns nun noch etwas von dem Fanatismus der Ägypter vorreden? Mir sind sie überall fast zu gutmütig erschienen. In jeder beliebigen Kirche Europas, wo Gläubige knien und beten, möchte ich sehen, wie man mohammedanische Touristen empfinde, die – wenn dies überhaupt möglich ist – sich so aufführten, wie diese Barbaren!

Hinter der Moschee dehnt sich ein weiter Platz; dann folgt der Palast. Doch dieser ist sozusagen nicht mehr vorhanden: man hat ihn zur Kaserne für die Okkupationstruppen gemacht. Und ringsum wimmelt es von englischen Soldaten, die ihre großen Pfeifen rauchen und ihren Abendspaziergang machen; einer, der nicht raucht, kratzt mit dem Messer seinen Namen in ~~einen Marmorsockel am Fuße des Heiligtums~~ **stützt!**

Am Rande des Platzes springt eine Art von Balkon vor, von dem man plötzlich die ganze Stadt erblickt; und ringsum, unendlich weit gedehnt, grüne Ebenen und gelbe Wüstenstriche. Ein klassischer Aussichtspunkt für Gesellschaftsreisende; wir finden die Leute aus der Moschee wieder, die lautsprechenden Herren, den schreienden Führer und die glucksende Dame. Auch ein paar Soldaten haben sich dazu gesellt und halten Ausschau, die Pfeife im Munde. Trotz dieser Gesellschaft und trotz dieses Winterhimmels wird man ergriffen, sobald man diesen Balkon betritt; es ist auch so herrlich.

Ein anderes Zauberbild als das von Stambul, das amphitheatralisch vom Bosphorus und dem Marmarameer aufsteigt. Hier dehnt sich die Stadt lediglich in einer Niederung, umgeben von Wüsteneien und von wirrem Felsgeklüft überragt. Überall ragen die Minaretts zu Tausenden auf, wie Halme im Kornfeld: bis in die weiteste Ferne sieht man ihre spitzen Spindeln emporsteigen. Doch es sind keine einfachen Türme wie in Stambul; sie sind mit Arabesken, Galerien, kleinen Türmen, Säulchen geziert und scheinen die falbe Farbe der nahen Wüste angenommen zu haben.

Die Terrassendächer reden von einem Himmelsstrich, der ehemals regellos war; und die zahllosen Palmenbäume in den Gärten zwischen diesem Meer von Häusern und Moscheen wiegen im Wind ihre Federkronen, die zu diesen kalten Regenwolken so schlecht passen. Nach Süden und Westen, ganz fern am Horizont, tauchen riesige Dreiecke aus der nebligen Ebene: es ist Gizeh und Memphis mit seinen ewigen Pyramiden.

Nach Norden schiebt sich gegen die Stadt ein eigentümliches Stück Wüste vor, in brauner Mumienfarbe; und daraus ragt ein ganzes Volk hoher Kuppeln empor, einsam und verlassen inmitten des Sandes und umgeben von öden Felsen: es ist der stolze Friedhof der Mameluken-Sultane, die hier mit dem Mittelalter erloschen.

Bei näherem Zusehen gewahrt man den allgemeinen Verfall und die Schuttberge in dieser Märchenstadt, die heute abend von winterlichen Regenböen gepeitscht wird. Die Kuppeln und Heiligengräber, die Minaret-

te und Altane, alles ist dem Einsturz nahe, alles wird untergehen. Doch drunten in der Ferne, an der silbernen Flussschleife des alten Nil, die sich durch die Ebene hinzieht, kündigt sich die neue Zeit an: durch schamlos hohe Fabrikschlote, die alles entstellen und dicke schwarze Rauchwolken in die Dämmerung hinaufspeien ...

Die Nacht sinkt, als wir diesen Aussichtspunkt verlassen, um heimzukehren.

Erst geht es durch Altairo, durch das immer noch reizvolle Gassengewirr, in dem schon tausend Lämpchen der arabischen Läden ihr kleines Licht schimmern lassen. In diesen Straßen, die sich willkürlich wenden, unter zahllosen vorspringenden Meschrabien hin, die mit feinem Schnitzwerk vergittert sind, müssen wir Schritt fahren; so dicht ist die Menge der Menschen und Tiere. Fellachenfrauen in schwarzen Schleiern, reizend geheimnisvoll wie in den alten Zeiten, ziehen an uns vorüber, ernste Männer in langem Burnus und weißen Mänteln, kleine Esel, mit blauen Perlenhalsbändern prächtig geschmückt, und Reihen langsam hinschreitender Kamele mit ihren Lasten von Kleefutter, die den frischen Hauch der Felder ausströmen. In dem Dämmerchein, der den Verfall verschleiert, erscheint uns der Orient in seiner alten Pracht, wenn plötzlich über den niedrigen Häusern mit ihrer Zier von Meschrabien und Arabesken ein schlankes Minarett in die Luft ragt, wunderbar hoch emporweisend in den Abendhimmel.

Und doch: wie viel Trümmer, Verwahrlosung und Verfall! ... Wie deutlich empfindet man, dass dies alles untergeht! ... Und nun gar Wasserlachen auf offener Straße! Bekanntlich regnet es hier jetzt viel öfter als einst, seit das Niltal künstlich bewässert wird; doch diese schwarze Wasserlache, in die unser Wagen bis an die Achsen einsinkt, ist trotzdem unwahrscheinlich, denn es hat seit acht Tagen nicht ernstlich geregnet! Also haben die neuen Herren nicht an Kanalisation gedacht – in diesem Lande, dessen jährliches Verwaltungsbudget auf fünfzehn Millionen Pfund Sterling empor-

geschraubt ist! – Und die guten Araber rafften geduldig und ohne Murren ihre langen Kleider auf und waten barfuß bis ans Knie durch dieses schon verseuchte Wasser, das Fieber und Tod brüten muss ...

Im Weiterfahren ändert sich plötzlich das Bild. Ach, die Straßen werden banal; die Häuser aus Tausendundeine Nacht machen geschmacklosen levantinischen Neubauten Platz; elektrische Lampen beginnen die Dunkelheit mit grellem Schein zu zerstören; und bei einer plötzlichen Biegung der Straße taucht das neue Kairo auf.

Was ist das, und wohin sind wir geraten? Sind wir in Nizza oder an der Riviera oder in Interlaken, in einer jener Karnevalsstädte, wo der schlechte Geschmack der ganzen Welt sich in sogenannten eleganten Salons breitmacht? – Doch in diesen Stadtteilen, die den Fremden oder den europäisierten Ägyptern gehören, ist alles schön trocken, sauber und gut gehalten, keine Kloaken und Wegegleise mehr; die fünfzehn Millionen des Budgets haben gewissenhaft ihre Pflicht getan ...

Überall blendendes elektrisches Licht; Riesenhotels, die den falschen Luxus ihrer protzigen Fassaden zur Schau stellen; längs der Straßen herrscht der Gips vor; ein Karneval aller Stile, Rokoko, Romanisch, Gotik, moderner und altägyptischer Stil, und vor allem das Anspruchsvolle und Geschmacklose. Zahllose Kneipen, die von Flaschen strotzen, alle unsere Alkohole, unsere abendländischen Gifte, im Flutschwall über Ägypten ausgegossen. Tingeltangel, Spielhöllen, schlechte Häuser. Und auf den Straßen wimmeln levantinische Dirnen, aufgedonnert nach Pariser Schick, wie sie meinen, doch in Wahrheit, als hätten sie ihre Toilette aus einem Affentheater bezogen.

Das also ist das Kairo der Zukunft, der kosmopolitische Jahrmarkt? – O Gott, wann werden sich die Ägypter auf sich selbst besinnen; wann werden sie einsehen, dass die Vergangenheit ihnen ein unveräußerliches Erbeil der Baukunst, der feinen Eleganz hinterlassen hat, und dass durch ihre Nachlässigkeit eine der köstlichsten Städte auf Erden einstürzt und untergeht!

**Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!**

Und doch gibt es unter den jungen Mohammedanern und Kopten, die die Schule verlassen haben, so viele feine Köpfe und höhere Geister! Während ich so die Dinge betrachte, mit den Augen eines Fremden, der erst seit gestern den Fuß auf diesen alten, ruhmreichen Boden gesetzt hat, möchte ich ihnen dies zurufen können, vielleicht mit brutaler Offenheit, doch mit tiefem Mitgefühl:

„Setzt euch zur Wehr, ehe es zu spät ist, gegen die alles auflösende Invasion! Nicht mit Gewalt, wohlverstanden, nicht mit Ungastlichkeit und Erbitterung, – wohl aber durch Verachtung dieses abendländischen Trödels, mit dem man euch überschwemmt, wenn er bei uns außer Mode ist! Trachtet danach, nicht nur eure Traditionen und eure herrliche arabische Sprache zu wahren, sondern auch alles, was die Anmut und das Geheimnis eurer Stadt ausmachte, den feinen Luxus eurer Wohnungen! Es handelt sich hier nicht um Künstlerlaunen, sondern um eure nationale Würde. Ihr waret Orientalen – ich spreche dieses Wort mit Ehrfurcht aus; es bedeutet eine Vergangenheit voll früher Kultur und reiner Größe –; doch wenn es noch ein paar Jahre so weitergeht, wenn ihr duldet, dass es so weitergeht, wird man euch zu levantinischen Maklern herabdrücken, die sich lediglich mit dem Zuwachs des Bodenwertes und der Hausse auf dem Baumwollmarkte befassen.“

## Die Moscheen Kairos

Sie sind schier unzählig, mehr als dreitausend, und diese große Stadt, die vier Meilen bedeckt, könnte die Stadt der Moscheen heißen. An den Straßenseiten stehen ihrer oft zwei, drei, vier in einer Flucht, stoßen aneinander oder hängen zusammen. Und überall ragen ihre arabeskenbestickten Minaretts auf, spitzenfein gemeißelt und von der abwechslungsreichsten Phantasie ersonnen. Sie tragen kleine Balkone, Säulenumgänge; viele sind durchbrochen, so dass der Himmel hindurchblickt; manche sind weit entfernt, andere stehen ganz nahe und bohren ihre schlanke Spitze in den Himmel dicht über uns. Wohin man auch blickt, steigen neue auf, soweit das Auge reicht, alle von der gleichen gelben, ins Rötliche spielenden Farbe. Die altertümlichsten, die aus der guten alten Zeit, sind rundum mit Holzstangen gespickt, damit die großen freien Vögel sich auf ihnen niederlassen; und stets sieht man ein paar Weihen oder Raben auf ihnen sitzen und das Sandmeer am Horizont betrachten, die Linie der gelben Wüste.

Dreitausend Moscheen! Höher als die Häuser ringsum steigen ihre geraden, strengen Mauerwände, nur hier und da von wenigen Spitzbogenfenstern durchbrochen; auch sie gelbrot wie die Minarette und mit wagerechten Streifen in verblasstem Rot bemalt, stets bekrönt mit kleeblattförmigen Zinnenschmuck, dessen Zeichnung jedes Mal verschieden und überraschend ist.

Eine Treppe mit Brüstung aus weißem Marmor führt zum Eingang hinauf; denn sie liegen stets hoch wie Altäre. Und sobald man zur Türe gelangt ist, blickt man in stille halbdunkle Tiefen. Zuerst ein schmaler Gang mit erstaunlich hoher Decke, hallend und dunkel; sobald man ihn betreten hat, wird man der Kühle und der friedlichen Stille inne; er bereitet einen vor; man beginnt andächtig zu werden und spricht mit gesenkter Stimme. In der quetschenden Enge der Straße, aus der man kommt, wogte eine orientalische Volksmasse mit ihrem Geräusch, dem Geschrei der Verkäufer,

dem Lärm der alten schlichten Handwerke. Menschen und Tiere streiften einen; es fehlte uns an Luft unter so vielen vorspringenden Meschrabien. – Hier umgibt uns plötzliche Stille, nur von undeutlichem Gebetemurmeln und Vogelgezwitscher unterbrochen; Stille und freier Raum, sobald man den heiligen Garten mit seiner hohen Umfriedung erreicht, und das Heiligtum selbst, das von unaufdringlicher, beruhigender Pracht strahlt. Im allgemeinen sind die Moscheen ziemlich leer, außer bei den fünf täglichen Gottesdiensten. In einigen Lieblingswinkeln, die besonders schattig und kühl sind, sitzen einsame Greise, die von früh bis spät in den heiligen Büchern lesen und dem Tode entgegenblicken; unter weißen Turbanen sieht man weißbärtige, ruhige Gesichter. Oder es sind auch arme Obdachlose, die Allahs Gastlichkeit aufgesucht haben und die ohne Sorge um das Morgen langhingestreckt auf einer Strohmatten schlafen.

Der seltene Reiz dieser oft sehr umfangreichen Moscheengärten ist der, dass sie von ihren hohen, stets mit Kleeblattzinnen geschmückten Umfassungsmauern eifersüchtig behütet werden. Sie lassen nichts von dem Lärm der Außenwelt hineindringen; hundertjährige Palmenbäume wachsen aus dem Boden hervor, bald einzeln, bald in prächtigen Gruppen, und lassen das stets heiße Sonnenlicht gedämpft auf Rosenbüsche und blühende Hibiskussträucher sickern. Die gleiche Stille herrscht wie in einem Kreuzgang, denn die Anwesenden gehen langsamen Schrittes, barfuß oder mit Pantoffeln an den Füßen. Diese Gärten sind auch ein Eden für die Vögel, die hier in völliger Geborgenheit leben und singen, selbst während des Gottesdienstes, angelockt durch die kleinen Kufen voll Nilwasser, das die Imame ihnen täglich gern eingießen.

Die eigentliche Moschee ist selten auf allen vier Seiten geschlossen, wie es in den lichtloseren Ländern des nordischen Islams der Fall ist. In Ägypten, das keinen wirklichen Winter und fast nie Regen hat, ist die eine Langseite nach dem Garten hin völlig offen gelassen, und das Heiligtum ist vom Grün und den Rosen nur durch eine Säulenreihe getrennt, so dass die Gläubigen, ~~die unter den Palmen sitzen, dort ebenso gut beten können wie~~

im Innern; denn sie sehen ja zwischen den Arkaden hindurch den heiligen Mihrab.<sup>5</sup>

Wie herrlich ist dieser Blick von dem stillen Garten auf das Heiligtum, an dessen alten Zedernholzdecken verblichenes Gold glänzt, an dessen Wänden Mosaiken von Perlmutter schimmern wie Silberstickereien, die man an ihnen aufgehängt hat! Keine Fayencen, wie in den Moscheen der Türkei und Irans. Hier herrscht die geduldige Mosaikarbeit vor: Perlmutter in allen Abtönungen, Porphyr und Marmor in allen Farben, zu unzähligen winzigen, gleichmäßigen Stückchen zerschnitten und dann zu Arabesken zusammengesetzt, die nie die menschliche Gestalt oder den Tierkörper nachbilden, dagegen an die unendlich mannigfachen Kristallbildungen gemahnen, die man durchs Mikroskop in den Schneeflocken sieht. Der Mihrab ist stets am prächtigsten geschmückt. Gewöhnlich umrahmen kleine, vorspringende Säulen aus tiefblauem Lapislazuli ein Halbrund von Mosaiken, die so zart sind, dass sie Brokaten oder Spitzen gleichen. An den alten Zedernholzdecken, in denen die kleinen beschwingten Sänger ihre Nester haben, mischt sich das Gold mit kostbaren Malereien, die das Alter gedämpft und verschmolzen hat; und hier und da springen lange, feingeschnittene hölzerne Konsolen vor, die Träger der Dachbalken, die sich über die Wand hinbreiten wie hängende Tropfsteingebilde, die man dereinst auch sorgfältig bemalt und vergoldet hätte. Die Säulen, die das Dach tragen, sind jede verschieden, die einen von rosinfarbenem Marmor, die anderen von Verde antico oder von rotem Porphyr. Sie tragen Kapitäle aller Stile und stammen aus fernen Tagen, von untergegangenen Kulturen, aus den früheren Umwälzungen des Glaubens; sie sind Zeugen der wundersamen Vergangenheiten, die das enge, wüstenumschlossene Niltal erlebt hat. Sie standen in Heidentempeln, wo sie die seltsamen Gesichter der ägyptischen, der griechischen und römischen Götterbilder umgaben; sie standen in den Kirchen des Urchristentums, wo sie verkrümmte Märtyrergestalten und Christusbilder mit byzantinischer Aureole umrahmten; sie waren Zeugen ~~von Schlachten, Zusammenbrüchen, Hekatomben und~~